

Gase, Barbara

Die Diagnose

Meine 1,5-Liter-Wasserflasche ist fast ausgetrunken, so lange warte ich schon. Ich rutsche auf dem Stuhl im Wartezimmer hin und her. Der ist so unbequem, wie er grell orange ist.

„Können Sie mir einen Gefallen tun?“

Die gegenüber sitzende Frau mit der schief sitzenden Perücke schaut mich an.

„Ich habe alle Zeitschriften schon ausgelesen“, sie zeigt auf den Stapel vor sich.

„Nur die ‚Brigitte‘ dort hatte ich noch nicht.“

Ich reiche ihr das Heft über den Tisch.

Eine Weile höre ich nur das rhythmische Umblättern der Seiten. Ich schaue aus dem Fenster, graue Hochhäuser stehen wie Zähne in einer Reihe. Kahle Gefäße für Tränen mit Laubengang. Die Sonne hat Ruhetag. Ein leichter Nieselregen beschlägt die Scheiben.

„Herr K., bitte in die Radiologie“, knarzt es aus dem Lautsprecher an der Wand.

Herr K. richtet sich schwerfällig auf und hält sich am Infusionsständer fest, der neben ihm steht. Mit seinem ungelenkigen Begleiter verlässt er schlurfend den Raum.

Ich kann mich noch gut erinnern, als ich vor Monaten mit diesem Weggefährten über die Flure klapperte. Nur in den engen Toilettenraum passte er nicht. Aber sonst war er ständig dabei, beim Essen, beim Ausruhen, beim Lesen und Musik hören, auch, wenn Besuch kam. Oben hing eine Flasche mit einer Hello-Kitty-Flüssigkeit. Die lief bei mir rosa rein und unten wieder rosa raus. In meinem Arm steckte eine Butterfly-Kanüle. Ich hätte sie am liebsten an ihren Flügeln gepackt und aus der Vene gerissen.

Das Karzinom verfolgte mich als grinsendes Männchen in meine Träume. Es lauerte unter der schützenden Hautschicht. Es war hart und glatt. Und böse, durch und durch, durchtrieben und hinterhältig. Die Mammografie, diese gemeine Chronistin, zeigte einen zerklüfteten weißen Klecks.

Kaum denke ich an die Zeit vor dem Tumor. Gefühlt eine Ewigkeit her. Ein Vorher und Nachher, so wird es nun immer sein.

Die Frau von gegenüber legt die Zeitschrift beiseite und sieht zu mir herüber.

„Darf ich Sie mal etwas fragen?“

Ich nicke. Sie steht auf und setzt sich neben mich.

„Wie lange ist es bei Ihnen denn schon her?“

„Ein halbes Jahr“.

„Und Ihre Haare, waren die auch weg?“

„Ja, völlig, auch die Augenbrauen, alles weg. Entlaubt, wie die Winterrobinie im Krankenhausgarten.“

Sie grinst.

„Ich habe dann immer ein Tuch getragen, gebunden, wie ein Turban. Eine Schwester hat es mir gezeigt. Nun sind sie wieder zehn Zentimeter gewachsen, und sie sind lockig, das waren sie früher nie“.

„Darf ich mal anfassen?“

Ich lache. „Ja, dürfen Sie!“

Sie greift behutsam in meine Locken.

„Die sind ja ganz weich, wie die Haare meiner Tochter, als sie ein Baby war.“ Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Ich greife schnell ihre Hand und drücke sie.

„Das wird bei Ihnen auch wieder werden.“

Sie schnaubt sich die Nase. Ich schaue weg.

„Ich muss mir mal die Beine vertreten. Wo müssen Sie noch hin?“, bemerke ich und stehe auf.

„Ich muss noch zum Blutabgeben.“

„Ich bin durch und warte auf das Arztgespräch.“

Ich winke ihr zu, gehe auf den Gang und esse eine Banane. Ich kaue ganz langsam. Das Aroma lasse ich auf der Zunge zergehen. Nun schmecke ich wieder etwas. Ich schmecke Banane. Monatlang hatte ich das Gefühl, als ob ich verrostetes Eisen lutsche. Selbst starkes Lakritz hatte den Geschmack von Metall. Jedes Essen roch eklig.

Ich gehe wieder zurück zum Warteraum. Den Aufruf darf ich nicht verpassen.

Schnelle Birkenstocksandalen quietschen über den Gang. Herr K. kommt zurück von der Radiologie. Er hat eine gelblich blasse Gesichtsfarbe. Leer blickt er an mir vorbei.

„Frau B., bitte in Raum 307!“

„Frau B., bitte kommen Sie in den Raum 307!“

„Ach, das bin ja ich!“

Ich eile in das Zimmer. Der Arzt schaut abwechselnd den Bildschirm, seine Unterlagen und wieder den Bildschirm an.

„Bitte nehmen Sie doch Platz.“

Ich sitze ganz vorne auf der Kante des Stuhls, ich klammere mich an meine Tasche und horche in die Stille des Raums. Von dem verkrampften Sitzen schmerzt mein Rücken.

Jetzt schaut er auf. „Wow, der hat meergrüne Augen!“

„Also, die Tumormarker, alles okay. Die Mammografie, Sie sehen das ja hier, ohne Befund.“

Ich schaue auf das weiße Geäst auf dunklem Grund, vollendete, zarte Linien, wie mit einer Feder gezeichnet.

„Auch die Oberbauchsonografie, alles in Ordnung. Dann sehe ich Sie in einem halben Jahr wieder.“

Ich stehe auf, stolpere fast über den Stuhl und schwebe den Gang entlang. Draußen regnet es mittlerweile in Strömen. Ich recke mein Gesicht nach oben.

„Ohne Befund!“

Ein Spatz badet in der immer größer werdenden Pfütze. Ich laufe zum Bus.

Heute ist ein schöner Tag. Vielleicht der beste meines Lebens.